

Briefe, die Old Shatterhand erreichten

„Nur einen Pfeil von den Apachen“ – Feldgrauer Besuch in Werder

Vor den Toren Berlins liegt seit Wochen ein Sehnsuchtsland der Jugend und aller Junggebliebenen: in Werder locken die „Karl-May-Spiele“, über die der Berliner Lokal-Anzeiger bereits berichtet, viele Tausende nach der Freilichtbühne des anmutigen Obst-Städtchens. Kürzlich stattete ihnen auch der Reichsorganisationsleiter Dr. Ley einen Besuch ab, der sich sehr anerkennend über die Darstellung und die „Felsen-Szenerie“ aussprach. Neuerdings werden durch die Wehrmachtbetreuung auch große Gruppen von feldgrauen Urlaubern und Verwundeten nach Werder geführt, um Gelegenheit zu haben, sich die Spiele anzusehen.

Irgendwo in Deutschland sitzt ein kleiner Junge und schreibt mit ungelinken Schriftzügen: „Lieber Old Shatterhand! Ich will ja gar nicht Deinen ‚Bärentöter‘ und Winnetous ‚Silberbüchse‘, ich möchte ja nur so furchtbar gern einen Pfeil von den Apachen haben. Dann könnte ich von dem Bogen, den Vati mit geschnitzt hat, mal einen richtigen Indianerpfeil abschießen! ...“ Wohin geht der Brief? Nach dem „wildem Westen“ der USA, nach einem weltabgelegenen Winkel der irdischen Jagdgründe, in die Prärie? Nein, das Schreiben geht nach – Berlin. Die um ihrer Findigkeit willen in fünf Erdteilen berühmte Deutsche Reichspost bringt das Schreiben schon richtig an: in der Friedrichstraße 52/53, bei dem Büro der „Karl-May-Spiele, Werder 1940“. Sie kennt ihre kleinen jungen Pappenheimer, die ganz davon gefangen sind, daß in diesem Sommer gleichsam vor den Toren der Reichshauptstadt die Indianer ihre Zelte aufgeschlagen haben (um es indes vorwegzunehmen: auch die junggebliebenen „Alten“ wenden sich mit ungezählten freudigen Anfragen an das Büro ...)

Das Schreiben des Dreikäsehochs, der um jeden Preis einen Pfeil der Apachen, – beileibe nicht einen der Comanchen, dieser roten „Teufelsbrut“! – haben möchte, steht keineswegs vereinzelt da. Zu Hunderten und aber Hunderten gehen die Briefe der Jugend bei dem Büro der Karl-May-Spiele ein. Da sind Bitten um Autogramme von Shatterhand und Winnetou, von Sam Hawkens und Ntscho-Tschi, Winnetous hold erblühter Schwester. Die meisten Wünsche richten sich an Winnetou – Old Shatterhand wird da sozusagen „Kopf-Kopf“ geschlagen. Nur von Santer, dem Schurken, werden selbstverständlich keine Autogramme erbeten. Für Kinder ist die Welt des Schauspiels eben die Wirklichkeit. Damit muß sich der noch so gute Darsteller einer Intrigantenrolle in diesem Fall lächelnd abfinden ... (Die etwas älteren Briefschreiber sagen sich allerdings: Unsere Prärie-Autogramme wären nicht vollständig, wenn nicht auch Hans Adalbert von Schlettows Unterschrift dabei wäre – und außerdem hat er ja schon ganz andere Rollen gespielt!)

Man könnte vielleicht meinen, Karl May, überhaupt Indianergeschichten seien nur etwas für Jungens? Weit gefehlt! Auch die Mädels schreiben mit Begeisterung. Senden sogar kleine Zeichnungen, Klebearbeiten und Stickereien mit, meist für Winnetous Schwester, die liebliche „Rose der Prärie“, bestimmt. Kurzum, die Herzen der Jugend fliegen nach Werder und würden am liebsten einen ganzen Sommer vor der Freilichtbühne zwischen den grünen Havelhöhen verbringen. Ach, wenn man sich doch auf leisen Sohlen der „Mokassins“ (sprich: Holzsandalen oder Wanderschuhe!) aus dem Hause schleichen und nach Werder ziehen könnte! Aber da haben der Herr Papa und die Frau Mama schließlich auch noch ein Wort mitzusprechen.

Die Herren Papas – sie auf alle Fälle – sind allerdings meist durchaus geneigt, einen solchen Reise- oder Ausflugsplan, wenn sich's machen läßt, mitsamt den Gören in das sommerliche Erholungsprogramm einzuschalten. Hätten die Karl-May-Spiele sonst jetzt schon weit über 60 000 Besucher gesehen? Die Väter erinnern sich ja nur zu gut, daß sie selbst in ihrer Jugendzeit einst Karl May gelesen haben. Zuweilen in heimlichem Kerzenschimmer oder beim Taschenlampenschein unter der Bettdecke – die Spannung der Bücher dieses Volksschriftstellers ließ sie nun einmal nicht los. Die alten Gestalten um Old Shatterhand und Winnetou stehen plötzlich wieder vor ihrem Blick. „Wenn ich mich nicht irre“, pflegte der wackere Sam Hawkens unter seiner grau-grün verschimmelten Perücke hervorzumurmeln – ja, wenn ich mich nicht irre, sollte man tatsächlich nach Werder fahren. Natürlich mit den Kindern – denken die Väter. Und dann schreiben auch sie an das Büro in Berlin. Sie fragen – man kann da auch zwischen den sachlichen Zeilen eine richtige Sehnsucht lesen –, ob die Spiele auch nicht auf Wochen hinaus restlos ausverkauft seien, ob man noch halbwegs gute Plätze haben könne, wie die Zugverbindungen seien, und wo man einen „Wigwam zu zivilen Preisen“ finden könne.

Rührende Jugendsehnsucht spricht aus so manchem Brief der Väter. Da schreibt einer: „Ich möchte‘ meinen Kindheitstraum gern noch einmal lebendig vor mir sehen – bitte, schicken Sie für mich und meine Frau zwei Karten für die Spiele. Wenn’s geht, sogar drei, ich würde einem alten Schulfreunde gern auch eine Freude machen ...“ Das ist sicher ein Mann, der’s verstehen könnte, daß dieser und jener begeisterte Herr Filius – wie es tatsächlich geschehen ist – angefragt hat, ob er nicht auf der Werderschen „Felsenbühne“ mitspielen dürfe.

Unter den Erwachsenen gibt es übrigens auch Ausländer, die sich für die Spiele lebhaft interessieren. Wissenschaftler und Forscher beispielsweise, die zu Studienzwecken in Berlin weilen, haben das durch die Tat bewiesen. Und wenn auch die literarische oder völkerkundliche Forschung ganz und gar nicht ihr Gebiet ist – sie sind trotzdem nach Werder hinausgefahren. Sogar ein chinesischer Gelehrter hat sich unbedingt anhören wollen, wie die „Silberbüchse“ knallt und wie die Schlachtrufe der Apachen und Comanchen in den märkischen Himmel steigen, wie die Hufe der Mustangs über die brandenburgische Prärie preschen.

Niemand braucht zu befürchten, daß er den Weg nach der „Indianer-Reservation“ der märkischen Freilichtbühne nicht fände. Er ist vom Bahnhof ab mit gelben Schildern gekennzeichnet. Unweigerlich wird der Schritt in die Romantik des „wilden Westens“ gelenkt. Sie ist den Schauspielern gewissermaßen bereits zur zweiten Heimat geworden. Sie haben in Werder eine „Filiale“ ihrer Berliner Wohnungen der Einfachheit halber aufgemacht. Und bei hinreichender Sonne haben sie bald ein Rotbraun, daß der richtige Winnetou vor Neid – erblassen würde. Howgh!

Rolf Marben